

**Zeitschrift:** Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins  
**Herausgeber:** Deutschschweizerischer Sprachverein  
**Band:** 26 (1942)  
**Heft:** 7-8

**Rubrik:** Aus dem Idiotikon

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 13.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

matliche Laute, und er hat uns in einem Bericht aus dem Jahre 1595 eine Anzahl kringotischer Wörter hinterlassen. Wir finden darunter viele Wörter, die uns ohne weiteres verständlich sind, z. B. brüder, schuuester, oeghene (Augen), handa, plât (Blut), sunne (Sonne), stern, reghen, tag, brunna, salt (Salz), golz (Gold), siluir (Silber), fîset (Fisch), apel (Apfel), hûs (Haus), stâl, waghén, boga, alt, lachen, schieten (schießen), singhen, kommen. Aber wir treffen da auch Wörter, die noch deutlich den gotischen Ursprung der Sprache zeigen: z. B. die Zahlwörter „tua, tria, fyder, synf“ (= gotisch: twa 2, thrija 3, fidwôr 4, fimf 5) oder „baar“ (gotisch: barnilô, barn = Kind, zu gebären) = Knabe, fers = Mann, (lateinisch: vir ? ?), hoef = Haupt, mîne = Mond, staz = Erde, ano = Henne, thurn = Tor, Lüre, iel (gotisch: hail = gesund, heil) = Leben, Gesundheit usw.

Ob wohl die Deutschen bei der „Säuberung“ der Krim noch auf Reste ihrer Stammverwandten gestoßen sind?

W. Lr.

## Aus dem Idiotikon.

122. Heft. Huber & Co. A.-G., Frauenfeld.

„Gstell“ bedeutet ziemlich dasselbe wie schriftdeutsches „Gestell“. Scherzend fragte einmal ein Zürcher Hausherr einen sein Haus betrachtenden Appenzeller: „Macht me bi eu oben au derigi Gstell (auf den Balkon deutend), um tüeri Bire z'tere?“, worauf der schlagfertige Appenzeller antwortete: „Nä! bi ôs obe teret me gad di grilene.“ Wichtig ist u. a. das Büchergestell; 1710 wird in Zürich berichtet, mancher Pfarrer habe beim Sterben „seiner Wittwen und Waisen nebend Armut und Herzenleid anderes nichts als ein Gestell voll Bücher hinterlassen“. In der östlichen Ostschweiz versteht man unter G. auch die edleren Eingeweide (Lunge mit Luftröhre, Herz, Leber, Milz, auch Nieren), was man anderswo Gliber, Grick, Gschlüder, Gschling o. a., auf schriftdeutscher Geschlinge oder Inneren nennt. Grimm erklärt es als „Gesamtheit gleichartiger Gerätschaften oder Dinge“ und stellt dieses unser „Gstell“ zusammen mit einem Gestell Segel oder Riemen (= Ruder). Da sonst zu einem Gestell immer etwas Festes gehört, bleibt diese Bedeutung auch für uns merkwürdig. Das Wort wird auch auf alle möglichen Gegenstände übertragen, häufig in verächtlichem oder tadelndem Sinn. Zu einem Engländer, der den Tödi besteigen wollte, sagte einer: „Du blibtist ringer dunne mit dim usbeerte Gstell“. Heugstell heißt der Heuwagen; darum erzählt ein Tierbuch von 1563 von den Murretieren oder Munggen, die Wintervorrat sammeln: „Als dann legt sich einer nider an ruggen, streckt alle vier gen himmel, macht also vier stützen als ein höuwgestel; söliches ladent und hauffend die anderen vol; als dann so das höuw geladen, so begreifend sy in bei dem schwanz mit irem maul, strekend also und ziehend den karren gen haus“. — Eine Ableitung des Mundartwortes mit französischer Endung ist Gstellaschi. Der Berichtstatter einer „Generalmusterung“ in Herisau von 1781 schreibt noch ehrfürchtig: „Ein oben an der Mauer hervorragendes und expresse (!) hierzu errichtetes Stéllage (!) diente dazu, den Feind zu beobachten“. Meist aber wird es verächtlich verwendet, etwa von einem unförmigen Möbelstück. Traugott Meyer erzählt von einem Bastler, er habe am liebsten „an alten Bareblinen [Parapluies] umme 'bäschelet. Da isch im jedesmol Firtig g'si, me-me im epo-nes Gstellaschi viereg'längt het.“ — Den größten Teil des Heftes füllt das Zeitwort „stel(l)e“, das in drei Hauptbedeutungen und 46 Unterbedeutungen aufgeteilt ist. In der zunächstliegenden Bedeutung „zum Stillstand bringen“ läßt Valmer einen sagen: „Aber i stelle-se (die nicht grüßen=

den Kinder) de albe, wol Mel! Si werde de mängisch ganz duffelig, wenn i se dezidiert frage: Wie seit-me?“ In diesem Sinne kann man sich auch selber stellen; so verlangte ein weiser Rat von St. Gallen 1643, „daß die Weiber und Töchter, welche bisher . . . nach der Predigt allwegen noch schier eine Stunde und mehr schwazend bei einander gestanden, jede für sich heimgehen und sich nicht mehr stellen sollen bei Buß von 1 Pfund Deniers“. Wichtig ist, daß man das Blut stellen oder gestellen kann; ein Mittel hiefür finden wir bei Reinhart: „Ig han-em mit Spinnhuppele 's Bluet gstellt und derno mit nassem Herd“. Rückbezüglich bedeutet das Zeitwort: sich fest machen, sich Haltung geben, sich zusammennehmen. Von Hüttwilén wird berichtet, daß ein Knabe seinen Vater, der schon zum Schlag auf den Hintern ausholte, entwassnete mit dem Ruf: „Alle Füdle, stell di!“ („Alle“ aus franz. „allez!“ als Ausruf zum Antreiben). Sehr häufig bedeutet aber st. auch: in eine Stellung oder Lage bringen, in eigentlichem und übertragenem Sinn. „De Chisel stele“ ist Ausdruck des Selbstbewußtseins. So erzählt v. Tavel: „So-n-en Offizier vo der Schwizergarde het vo jeher öppis g'gulte; aber sitdem das Regiment di einzigi zueverläßigi Truppe z'Paris g'si isch, hei si erscht recht der Chisel dörfe stelle“. Auch Kopf, Augen, Ohren kann man stellen, sogar den Charakter. So sagt bei Reinhart ein auf Freierrücken gehender Bursche zu sich: „Stell der Charakter, Seppli, . . . do gilt's bigost Ernst“. Huggenberger erzählt, daß es sich manchmal darum handelte, „eme guete Nocher e Bei z'stele“. Einen andern läßt er drohen: „Wartet nu, eu will i i d'Schueh stele“. Ganz unsinnlich ist die Bedeutung geworden in einigen Verwendungen, die wir kaum mehr kennen oder nur noch in Ausläufern. So sagen wir kaum mehr: „en Brief stele“ (eher „uuffeße“), aber eine Sammlung aufgestellter Musterbriefe nennt man immer noch Briefsteller. Wir sagen auch nicht mehr „Antwort stellen“, „Schrift oder Gschrift stele“; wer das aber berufsmäßig tut, heißt immer noch Schriftsteller (in der Schweiz schon 1631 belegt). Wir sagen nicht mehr „e Buech, e Red, e Lied stele“, aber immer noch „Rechnig stele“. Alt und immer noch lebendig ist: „de Ma stele“. Zahlreich sind endlich die Ableitungen mit Vorsilben. Zwingli hoffte, die Ratsherren werden „die meßknecht abstellen (absetzen, entlassen) und sy in guotem fryden absterben lassen“. 1711 mußte eine Zürcher Kirchenordnung vorschreiben: „Kein Pfarrer soll Leut in sein Haus setzen, ihnen um das Gelt Speis und Trank aufzustellen“. Ungewohnt klingt es uns heute, daß man Festmähler, Hochzeiten, Sitzungen, Gerichte, Haushaltungen usw. „anstellen“ kann; wir sagen eher „ansetzen“ oder „arrangieren“ (!). Der Abt von St. Gallen hat im Toggenburg „jovil Tyranny angestellt, daß eß nit mehr zu ertragen war“ (1710). Dagegen fragt heute die Mutter noch das Kind: „Was heßch wider agstellt?“ 1653 wird berichtet, es sei auf dem Albis „ein Schuel angstellt worden; . . . es ist ein zimlich hohe Schuel“ (wirklich! 800 m ü. M.). Das von dem Zeitwort abgeleitete Eigenschaftswort verwendet Lavater, wenn er spricht von einer „Hauptfrau, anstellig und angriffig“; „im Vorbeigehen“ fügt er bei: „Dürft ich nicht diese drei gutschweizerischen Wörter zur Naturalisierung empfehlen, liebe mannhafte Deutsche?“ „Hauptfrau“ für eine ausnehmend tüchtige Hausfrau ist noch nicht üblich geworden (Martin Salander nennt seine Gattin eine Staatsheze, hat aber dabei auch mehr ihre erzieherischen Eigenschaften im Auge). „Anstellig“ steht schon längst als gemeindeutsch im Duden, ist also eingebürgert, „angriffig“ aber noch als „schweizerisch“ erst in der neuesten Ausgabe; damit haben wir nach 150 Jahren Lavaters Wunsch erfüllt oder die „Naturalisierung“ des Wortes wenigstens gefördert.